

---

*ULRICH SCHULZ-BUSCHHAUS**Das Aufsatzwerk*

Institut für Romanistik | Karl-Franzens-Universität Graz

Permalink: <http://gams.uni-graz.at/o:usb-067-215>

## **Die Bonner „Erfindung“ – und das Bonner Fiasko? – der Romanistik**

Das Triptychon der drei Gelehrten Friedrich Diez, Wendelin Foerster und Heinrich Schneegans, welche die Bonner Romanistik als ihre „Gründungsväter“ betrachtet, wird von diesen eindrucksvoll gewichtigen Bänden gleichsam in zwei Versionen entworfen. Die erste Version läßt neben dem wissenschaftsgeschichtlichen auch einen auffälligen künstlerisch-literarischen Ehrgeiz erkennen; denn sie ist – zumal in Hirdts Beitrag über Wendelin Foerster – bemüht, Leben und Werk der „Gründungsväter“ mit „branchenunübliche(r) Farbigkeit“ (S. 39) zu schildern und jeweils in einer Art ‚biographie romancée‘ darzustellen. Die zweite Version gibt sich dagegen nüchterner. Sie vermittelt auf beinahe achthundert Seiten (S. 459–1227) eine Fülle von poetischen, philologischen und administrativen Dokumenten, aus denen der aufmerksame Leser tatsächlich ein facettenreiches Bild jener romanistischen Wissenschaftsgeschichte gewinnen kann, die gerade in Bonn als eine besonders prägnante Synekdoche der Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts überhaupt gewirkt zu haben scheint. In diesem zweiten Band liegt der eigentliche Wert, den das historiographische Unternehmen von Baum, Hirdt und Tappert beanspruchen darf, und in diesem dokumentarischen Teil hat es auch uneingeschränktes Lob verdient.

### I.

Bemerkenswert sind hier in erster Linie die Dokumente, welche Friedrich Diez – den ‚Protos Heures‘ der Disziplin – betreffen und zur ausgesprochenen Freude des Lesers mehr als die Hälfte des zweiten Bandes umfassen. Von Richard Baum geschickt ausgewählt und kenntnisreich kommentiert, bieten sie unter anderem eine (auch strikt literarhistorisch und übersetzungsgeschichtlich interessante) Anthologie der Troubadourstudien, der *Altspanischen Romanzen* und der frühen Übersetzungen, die für einen – dann unpubliziert gebliebenen – Sammelband *Dichtungen aus dem Süden* bestimmt waren. Weniger Aufmerksamkeit erfahren demgegenüber die im engeren Sinn philologischen und sprachwissenschaftlichen Seiten im Œuvre des Autors der *Grammatik der romanischen Sprachen*, was insbesondere bei dem wissenschaftsgeschichtlich enorm erfolg- und folgenreichen *Etymologischen Wörterbuch der romanischen Sprachen* ein wenig verwunderlich wirkt. Setzt Baum die Meriten der sprachwissenschaftlichen Arbeiten von Diez als allzu bekannt und daher

nicht weiter kommentarbedürftig schlicht voraus? Oder sollten sie den aktuell dominanten Richtungen der Linguistik im Gegenteil derart obsolet erscheinen, daß sie einer ausführlichen Würdigung nicht mehr für wert erachtet werden? Immerhin wäre im letzteren Fall die offenkundige Tatsache, daß viele einzelne Positionen der Etymologie und vor allem der Lautlehre spätestens seit Meyer-Lübke *wissenschaftlich* überholt sind, keineswegs ein Argument gegen Umfang und Dichte ihrer *wissenschaftsgeschichtlichen* Produktivität.

Wenn Baum den späten Diez einigermaßen vernachlässigt, geht er dafür um so eindringlicher, ja liebevoller der Bildungsgeschichte des jungen Diez nach. Dabei kommen erneut, aber mit manchen bislang unbekannten oder unbeachteten Details, die Wurzeln zum Vorschein, welche die geistige Gestalt des Erzromanisten einerseits mit dem deutschen Neuhumanismus, andererseits mit der deutschen Romantik verbinden. Vom Neuhumanismus wurde Diez durch seinen Gymnasial- und Universitätslehrer, den Gräzisten Friedrich Gottlieb Welcker, geprägt, der im römischen Haushalt Wilhelm von Humboldts als Erzieher tätig gewesen war. Noch deutlicher sind die Züge, die Diez mit den Romantikern teilt. An ihnen zeigt sich, daß die spätere Romanische Philologie nicht zuletzt aus dem Übersetzungsprogramm der romantischen ‚Universalpoesie‘ hervorgegangen ist. So eifert das Projekt der *Dichtungen aus dem Süden* August Wilhelm Schlegels *Blumensträußen italiänischer, spanischer und portugiesischer Poesie* nicht nur in der anthologischen Form nach, sondern orientiert sich auch weithin an dem Schlegelschen Kanon, der von Dante über Petrarca, Tasso und Guarini bis zu Camões reicht<sup>1</sup>. Daß Diez sich in diesem Zusammenhang ein „Reimbuch“ zusammenstellt (vgl. S. 499ff.), ist wohl ebenso bezeichnend wie der Bericht über eine im Herbst 1815 mit dem Freund Karl Ebenau unternommene Rheinreise: Auf ihr werden Wälder, Burgen und Berge (etwa der „mit seiner ungeheuren Höhe wie eine Säule des Himmels“ emporragende Drachenfels) in einer Stimmung erlebt, die „den Tönen Ossians und Fr. Schlegels“ abgelauscht ist (vgl. S. 491 und 494) und neben enthusiastischen Aufschwüngen auch immer wieder jähe Depressionen, „traurige Empfindungen im Bette“ (S. 497), kennt.

---

1 Was Diez' Übersetzungen selbst angeht, zitiert Baum eine Würdigung Adolf Toblers, nach der es sich hier um Übersetzungen handle, in denen „nicht das Original dem Leser, sondern der Leser dem Original nahe gebracht wird“ (vgl. S. 533), wobei Tobler selbstverständlich die berühmte Schleiermachersche Formulierung aus der Abhandlung *Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens* variierend aufgreift. Genauer betrachtet, sind die Nachdichtungen des jungen Diez mit Schleiermachers (und Toblers) Übersetzungspoetik jedoch nicht immer in Übereinstimmung zu bringen. So müht Diez sich bei Petrarcas Sonett *Tornami a mente, anzi v'è dentro, quella* vergeblich mit der schwierigen Jahrestagsangabe des zweiten Terzetts ab (vgl. S. 546), während die Wiedergabe von *Dolci ire, dolci sdegni, e dolci paci* (vgl. S. 542) gleich mehrere Ungeschicklichkeiten enthält: die völlig widersinnige Version von V. 12 („O Glück, Garten meiner Augenweide“ für „o fortuna agli occhi miei nemica“); die mir unverständliche Wendung „von süßem Maide“ (ein Schreibfehler?) für „di dolce invidia“, und vor allem den wortidentischen Reim von V. 1 und V. 4 („süß die Wesen [...] oder süßem Wesen“). In allen diesen Fällen bietet beispielsweise die historisch vergleichbare Übertragung von Karl Förster mit Abstand bessere Lösungen; vgl. F. Petrarca, *Canzoniere*, hrsg. v. G. Regn, Mainz 1987, S. 219 und 157.

Großes Interesse verdient in dem Diez gewidmeten Teil des Dokumentationsbands weiterhin die Wiedergabe der drei Rezensionen über Jakob Grimms *Silva de romances viejos* (S. 600ff.), Ch. B. (alias Georg Bernhard)<sup>2</sup> Deppings *Sammlung der besten alten Spanischen historischen, Ritter- und Maurischen Romanzen* (S. 610ff.) und Böhl de Fabers *Floresta de rimas antiguas castellanas* (S. 704ff.). Die letztgenannte umreißt sehr klar (und ausgewogen) die für Diez entscheidenden philologischen Richtlinien einer Erforschung der frühen romanischen Versdichtung: „Es kommt hier darauf an, sich durch die Domen des historisch-kritischen Weges zu arbeiten, ohne auf die glattere Bahn der ästhetischen Behandlung abweichen zu dürfen“; denn abseits des „historisch-kritischen Weges“, der – modern gesprochen – zur Erkenntnis der ‚Alterität‘ mittelalterlicher Literatur führen muß, „wird die ästhetische Kritik, wenn sie nichts weiter ist als solche, nur zu Mißverständnissen Anlaß geben, indem sie einen an ganz entlegenen Erscheinungen geübten Blick mitbringt“ (vgl. S. 709). Daneben stehen – wie man erwarten darf – Dokumente zur Begegnung mit Raynouard (S. 733ff.), zum „Gedankenaustausch mit Uhland“ über die *Poesie der Troubadours* (S. 757f) und schließlich – womit weniger selbstverständlich zu rechnen war – auch zum Habilitationsverfahren. Hier präsentiert der Abdruck der im Nachlaß überlieferten Antrittsvorlesung *De curiis quae aevo medio res amatorias iudicavisse vulgo putantur*, mit der Diez die Legende von einer ernsthaften Rechtsprechung mittelalterlicher ‚Liebeshöfe‘ zu widerlegen sucht<sup>3</sup>, eine besonders interessante Trouvaille.

In einem ganz anderen Stil sind die Dokumente gehalten, die Willi Hirdt zu den Aktivitäten, oder genauer gesagt: Amtshandlungen, des zweiten Bonner „Gründungsvaters“ Wendelin Foerster vorlegt. Unter ihnen überwiegen gegenüber den wissenschaftlichen oder gar literarischen bei weitem die administrativen Texte. So gewinnt der Leser den Eindruck, daß die Romanische Philologie, nachdem sie durch Diez aus dem Geist eines romantischen Künstlertums entstanden ist, dank Foerster entschieden unter die Disziplin eines modernen Beamtentums gerät. Als ehemals österreichischer und nunmehr preußischer Beamter kämpft Foerster mit Energie und „Durchsetzungsvermögen“ (S. 164) für die akademische wie gesellschaftliche Anerkennung seines Fachs, urgiert unermüdlich Bibliotheksmittel, erstattet Tätigkeitsberichte und berücksichtigt – mit zunehmendem Alter offenbar auch zunehmend

2 Vgl. zu dieser Richtigstellung S. 614, wo auch auf die Namensvariante „Georges-Bernard“ in Deppings französischen Publikationen akkurat hingewiesen wird. Die Akkuratess, die Baum bei dieser scheinbaren Quisquilie unter Beweis stellt, ist insgesamt kennzeichnend für die überaus sorgfältige Redaktion aller Teile von Dokumentation und Darstellung, welche Baum als Vf. haben.

3 In einem – wie es sich gehörte – ciceronianischen Latein, das hin und wieder sogar überraschenden Witz zeigt, so wenn Diez auf chronologische Unstimmigkeiten bezüglich der Lebenszeit des Andreas Capellanus aufmerksam macht: „Advertimus enim, iudicia illa per septuaginta annos lata fuisse, unde consequeretur, scriptorem, si revera iudicium coequalis fuisset, annos Tithoni aequasse“ (S. 730). Bemerkenswert wirkt an der Vorlesung auch die Deutlichkeit gewisser Distanzierungen von einer Instanz, die hier „acutum [...] illud Raynouardi ingenium“ heißt (vgl. S. 728).

„practisch“ gesonnen<sup>4</sup> – pflichtbewußt die drängenden Bedürfnisse von „Lehrerausbildung“ und „Schule“ (vgl. S. 1048ff.). Im Grunde ist es – wie Hirdt mehrfach betont – also Foerster und nicht Diez, dem die Romanistik in Bonn ihre institutionelle Etablierung verdankt. Zumindest nach dem Bild, das hier von Foerster – im prononcierten Kontrast zu Diez – gezeichnet wird, kann man sich allerdings des Verdachts nicht erwehren, daß eben die solide Institutionalisierung des Fachs auch eine gewisse Verengung seines geistigen Horizonts mit sich gebracht hat.

Eine stärkere Öffnung zum literarischen Leben ihrer Epoche vollzieht die Bonner Romanistik jedenfalls erst wieder mit Heinrich Schneegans, über den Birgit Tappert informiert. Als Sohn des elsässischen Publizisten und Politikers Charles-Auguste (später: August) Schneegans<sup>5</sup> war Heinrich Schneegans ein Philologe von primär musisch-theatralischem Temperament, der sich auch als Theaterautor – gelegentlich sogar als Schauspieler bei selbst arrangierten Happenings (vgl. dazu die S. 233f. berichtete Anekdote) – hervorzutun wußte. Von seinen diesbezüglichen Versuchen bietet der Dokumentationsband zwei Ausschnitte aus dem Stück *Der Pfingschtmondâa vun hitt ze dâa* (S. 1194ff.), das 1897 zur Jubiläumsfeier der Reichsuniversität Straßburg verfaßte (und mit einer Apotheose des „Vogeseclub“ ausklingende) „humoristische Intermezzo“ *Was d’ Steckelburjer vun d’r Université’ saae* (S. 1168f.) und ein 1906 aufgeführtes – ebenso humoristisches – „Festspiel zum XII. deutschen Neuphilologentag“ *Des Neuphilologen erster Münchner Abend* (S. 1122). Es handelt sich dabei um Stücke, deren – meist gutmütiger – Witz<sup>6</sup> insofern bemerkenswert ist, als er ein feines Sensorium für die Polyphonie unterschiedlicher Sprachen, Dialekte und Redeweisen offenbart. An ihm mag man nicht nur den Philologen, sondern näherhin den Autor einer Habilitationsschrift zur *Geschichte der grotesken*

---

4 Wodurch er sich wenigstens partiell von früheren Phasen distanziert, in denen er – der klassischen Philologie nacheifernd – zu betonen pflegte, „daß die roman. Philologie [...] keine Sprachmeisterei, sondern eine Wissenschaft ist“ (vgl. S. 22). In die gleiche Richtung gingen ältere Briefe wie ein Berufungsgutachten aus dem Jahr 1881, in dem es unter anderem heißt: „Wollen Sie einen Practiker, nehmen Sie unsern *Bischof*, mit dem wir nichts anzufangen wissen“ (S. 1011). Wenig später folgt darauf die Klage: „Es ist die höchste Zeit [...], die Romanistik in mehr philol. Bahnen zu lenken, um so dringender, als unglücklicher Weise zumeist Realschüler sich demselben (sic) widmen, die ohne phil. Vorbereitg. kommen, u. wenn sie nicht an den Hochschulen in energische phil. Zucht kommen, die ärgsten Banausier werden, u. dann fortzeugend ähnl. Volk gebären – der reine *Circulus vitiosus*“ (S. 1012). Leider werden Foersters Briefe an Kollegen, in denen es um sensu stricto wissenschaftliche Dinge geht, von Hirdt auch nicht ansatzweise kommentiert, was vor allem bei den Briefen an G. I. Ascoli bedauerlich ist.

5 Zum elsässischen Kontext von Schneegans’ Herkunft, welcher zumal für seine Dialektstücke eine wichtige Rolle spielt, vgl. auch B. Tappert, *Heinrich Schneegans und die beiden Curtius*, in: *Lingua et Traditio. Festschrift für Hans Helmut Christmann*, Tübingen 1994, S. 501–515.

6 In dem neuphilologischen „Festspiel“ läßt der Witz zuweilen an die Komik der Einakter von Labiche denken, über dessen Werk bei Schneegans auch eine (relativ umfangreiche) Dissertation entstanden ist: H. Falter, *Die Technik der Komödien von Eugène Labiche*, Borna-Leipzig 1909 (vgl. S. 1220). Andererseits betreibt das Stück, das vor allem die Probleme des lektoralen Sprachunterrichts thematisiert, ein Spiel mit dem Publikum und der Überlagerung verschiedener Realitätsebenen, welches zum Schluß geradezu pirandelléske Züge annimmt.

*Satire* erkennen, dessen wissenschaftsgeschichtlicher bzw. wissenschaftspolitischer Beitrag vor allem in einem überzeugenden Plaidoyer für die Ausweitung romanistischer Studien auf die „neuere französische Literaturgeschichte“ bestanden hat (vgl. S. 1140f).

Mit der genaueren geistesgeschichtlichen Zuordnung dieses Plaidoyers, welche im Darstellungsband das Kapitel „Schneegans als Hochschulpädagoge und Wissenschaftler“ entwickeln soll (vgl. S. 298–312), tut sich Frau Tappert dann freilich recht schwer. Der Grund dafür liegt wohl darin, daß sie bei ihren Ansätzen, Schneegans’ – im übrigen auch nicht unbedingt eindeutige – Position zu charakterisieren, lieber den Schlagworten einer gegenwärtig herrschenden Doxa folgt, als sich auf eine differenzierte Analyse der seinerzeit üblichen Diskurse einzulassen. So dürfte das Engagement des leidenschaftlichen Literaturhistorikers – und Theaterautors – für Rabelais-, Boileau- oder Molière-Interpretationen (vgl. S. 1145f.) in erster Linie kaum durch eine beflissene Orientierung an „gesellschaftspolitischen Erfordernissen“ (vgl. S. 299) motiviert sein: Es genügt, einen Blick auf Schneegans’ kleine Dramen zu werfen, um zu sehen, daß die Lektüre von Molière oder Rabelais (für welche „gesellschaftspolitischen Erfordernisse“ wäre speziell Rabelais förderlich?) ihm schlicht eine große Lust bedeuten mußte<sup>7</sup>. Desgleichen habe ich Zweifel, ob Schneegans’ Ehrgeiz, „unsern Schülern auch ein großes, geschlossenes Kulturideal übermitteln (zu) können“ (vgl. S. 1116), so umstandslos mit der heutigen Beliebtheit von „Landeskunde“ gleichzusetzen ist, wie Frau Tappert annimmt (vgl. S. 299). Was diesen Ehrgeiz hervorruft, ist zunächst nämlich nichts anderes als der 1906 für die Neuphilologen nach wie vor nur unbefriedigend gelöste Wettstreit mit den „klassischen Philologen“: „Was wir aber erstreben, das ist der uns zukommende Platz an der Sonne“ (S. 1119), ruft Schneegans mit Wilhelminischer Rhetorik aus,

---

7 Ein wenig naiv wirkt auch die im Hinblick auf die historische Situation, in der Schneegans stand, formulierte apodiktische Behauptung: „Die Pflege der reinen Wissenschaft, die im 19. Jahrhundert weitgehend das Selbstverständnis der Disziplin bestimmt, hat sich endgültig (!) überlebt“ (S. 298f.). Wenn die vorliegende Dokumentation irgend etwas zeigt, ist es doch gerade die Tatsache, daß eine „reine“ Wissenschaft, die den Impulsen und Zwängen ihrer Umwelt entzogen wäre, niemals (auch nicht bei Diez oder Foerster) existiert hat. Statt eine Periode der „reinen Wissenschaft“ („im 19. Jahrhundert“) von einer Periode der Bewußtwerdung „gesellschaftspolitischer Erfordernisse“ (etwa seit der Jahrhundertwende) grob zu trennen, sollte man realistischerweise eher von jeweils nur temporär wirksamen Rationalisierungs- und Systematisierungsprozessen sprechen, wie sie sich exemplarisch in der Entwicklung vom frühen zum späten Diez manifestieren. Solche Rationalisierungs- und Systematisierungsprozesse können im Sinne Thomas Kuhns wohl immer wieder neu ausgelöst, aber auch immer wieder neu abgebrochen werden, falls ihre Resultate sich nach den Begriffen von Wissenschaftssystem und Wissenschaftsumwelt – aus den denkbar verschiedensten Gründen – als politisch unerwünscht, intellektuell irrelevant oder auch schlicht als langweilig erweisen. Dabei scheint mir für die Romanistik charakteristisch zu sein, daß sie sich als eine besonders ‚weiche‘ Wissenschaft in Ermangelung starker eigener Begriffe in besonders hohem Maß von den Begriffen ihrer Umwelt abhängig fühlt. Mit der Auslösung systemimmanenter Rationalisierungsprozesse hat sie daher offenbar größere Schwierigkeiten als andere Disziplinen, wie nicht zuletzt das kuriose – und wissenschaftstheoretisch merkwürdig inkompetente – Vorwort zu diesen Bonner Bänden (vgl. S. 5–44) frappant zu erkennen gibt.

als wolle er in einen neuphilologisch-altphilologischen Kolonialkrieg ziehen, und zur Aufrüstung für diesen Krieg um Kolonien im Schulwesen dient eben auch das Postulat eines „großen, geschlossenen Kulturideals“ nach dem Muster „einer großen Kulturkunde der alten Welt“ (vgl. S. 1115).<sup>8</sup>

Mit den Motiven des schulischen Kolonialkriegs scheinen sich bei Schneegans' Vorschlag, in der Literatur „das Spiegelbild der Kultur“ zu sehen (vgl. S. 1118), indessen auch spezifische Motive der ‚Idealistischen Neuphilologie‘ zu vermengen. Sie werden manifest, wenn Schneegans an seinem Lebensende von Voßler als einem – ihm gewiß hochwillkommenen – „Gelehrten und Künstler“ spricht und wenn er „Voßlers neuestes Werk über Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung“ wie eine Offenbarung des Zukünftigen feiert (vgl. S. 1166). Daher scheint es mir nicht ganz glücklich, Schneegans wegen der (übrigens eher ‚idealistisch‘ spekulationsfreudigen) Subjektivismus-Vorstellungen seiner Molière-Monographie als idealtypischen Vertreter des literaturwissenschaftlichen Positivismus auszugeben (vgl. S. 309): Schließlich gibt es um die Jahrhundertwende einen Kult von „Erlebnis“ und „Subjektivität“, der sich ebenso gut auf Diltheys „Philosophie des Lebens“ wie auf Hippolyte Taine<sup>9</sup> berufen oder auch beide Autoritäten synkretistisch oder letztlich unentschieden vereinen kann. Solche Synkretismen bzw. Unentschiedenheiten könnten vielleicht ebenfalls für Schneegans' Probleme mit der Textedition verantwortlich sein, als deren Ursprung die Vf. in schlichte Unlust vermutet. Das mag durchaus seine Richtigkeit haben; doch legt die synoptische Gestaltung eines Fragments der geplanten Alexander-Edition (vgl. S. 306) gleichzeitig nahe, in Schneegans' endlosem Zögern auch den Ausdruck einer Perplexität angesichts des editionsmethodischen Paradigmenwechsels zwischen Foerster und Bédier zu erblicken. Dabei ist merkwürdig, daß Frau Tappert den Namen Bédiers, der in diesem Zusammenhang ja zentrale Bedeutung besitzt, nirgendwo erwähnt, obwohl er Schneegans selbst geradezu obsessiv, das heißt: bis hin zur Farce *Des Neuphilologen erster Münchner Abend*, verfolgt zu haben scheint (vgl. S. 1126 oder 1165).

---

8 Was seinen inneren Sachgehalt betrifft, werden durch das Konzept des „großen, geschlossenen Kulturideals“ und die dazugehörigen Ideen vom „französische(n) oder englische(n) Volkscharakter“ (S. 1116) freilich durchaus schon die Schwierigkeiten angedeutet, mit denen das Projekt einer kultur- und landeskundlichen Disziplin auch heute noch konfrontiert ist. Sie bestehen – soweit ich sehe – vor allem in der Prämisse einer nationalkulturellen ‚Geschlossenheit‘, welche aus heutiger Sicht bereits für die Altertumsforschung zu ideologischen Verzerrungen führte, doch angesichts der komplexen Realität moderner, das heißt: essentiell funktionsdifferenzierter Gesellschaften vollends anachronistisch wirken muß. Was moderne Gesellschaften konstituiert, ist ja eben der Umstand, daß in ihnen die ‚Geschlossenheit‘ nationaler Kulturen hinter die ‚Geschlossenheit‘ sozialer Systeme zurücktritt. Das hat zur Folge, daß die geistigen Wesenheiten etwa einer französischen ‚Soziologie‘ oder einer ‚deutschen Physik‘ – wenngleich sie in manchen Diskursen nach wie vor existieren mögen – zunehmend an objektiver Relevanz verlieren.

9 Der selber – nebenbei bemerkt – in seinen höchst sensiblen Stilanalysen, für deren „minutes“ er sich wiederholt entschuldigt (vgl. H. Taine, *La Fontaine et ses fables*, Paris 1919/11, S. 312 oder 316), auch nicht gerade den Idealtyp dessen darstellt, was man heute unter einem kunstfremden, reduktionistisch argumentierenden Positivist zu verstehen pflegt; vgl. dazu U. Schulz-Buschhaus, *Taine und die Historizität des Stils*, in: H. U. Gumbrecht – K. L. Pfeiffer (Hrsg.), *Stil. Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements*, Frankfurt a. M. 1986, S. 189–199.

## II.

Mit diesen Einwänden, welche bestimmten Aspekten der interpretativen Auswertung des abundant dokumentierten Materials gelten, bin ich vom zweiten zum ersten Band der Bonner Romanistik-Geschichte übergegangen, welcher die „Dokumentation“ durch eine „Darstellung“ überwölben und gewissermaßen krönen soll. Verglichen mit dem Dokumentationsband, ist er den drei Autoren alles in allem weniger gut gelungen. Weshalb dieser erste Band in vielem zu wünschen übrig läßt, kann man wohl am deutlichsten aus der von Willi Hirdt verfaßten Biographie Wendelin Foersters ersehen. In ihr manifestiert sich tatsächlich jene „branchenunübliche Farbigkeit“, die Hirdt seiner Leserschaft einleitend in Aussicht stellt bzw. androht. Mit solcher Farbigkeit versehen, wird der Romanistikprofessor Foerster gleichsam zum Helden berufen, der hier zwischen den Kapiteln *Der Kutte entsprungen*, *Ein Kampf um Bonn* und *Auf dem Schlachtfeld sterben* durch eine Erzählung schreitet, bei der sich der Leser mitunter an eine Biographie Emil Ludwigs oder an einen Roman Lion Feuchtwangers erinnert fühlt. In dieser Roman-Biographie sehen die ersten Schritte, bei denen wir den „frischberufenen Ordinarius“ 1876 anlässlich der Feier eines Bonner Rektoratswechsels beobachten dürfen, beispielsweise folgendermaßen aus:

Im Zuge der Universitätslehrer, der sich bei Trompetenklang gravitatisch in die kühle Aula hineinbewegt, schreitet auch Wendelin Foerster mit [...]. Während der scheidende Rektor seinen Bericht über das abgelaufene Amtsjahr 1875/76 gibt und der Rektor des kommenden Jahres seine Antrittsrede hält, schweift der Blick Foerstes über den Saal. In der ersten Reihe sieht er die hochrangigen Gäste sitzen, die aktiven Generäle in ihren blitzenden Uniformen und die würdevoll gewandeten Präsidenten a. D., daneben, schlichter gekleidet, aber nicht minder selbstbewußt, die Vertreter der Universitätsspitze, die sich um den greisen Kurator Wilhelm Hartwig Beseler scharen, des weiteren der Berghauptmann, der Landgerichtspräsident, der Kommandeur der Königshusaren und, nicht zuletzt, der Herr Oberbürgermeister (S. 143).

Nun ist das zweifellos nicht ungeschickt geschrieben; doch fragt man sich verwundert, an welches Publikum die gewiß von einem echten Erzähltalent zeugende ‚biographie romancée‘ sich eigentlich wenden soll. Wer gewöhnlich Emil Ludwig oder Lion Feuchtwanger liest, wird kaum für die Werke und Taten des Romanistikprofessors Wendelin Foerster zu interessieren sein, und wem der Chrétien-Herausgeber am Herzen liegt, dürfte umgekehrt nur ein geringes Interesse am „Herr(n) Oberbürgermeister“, am „greisen Kurator [...] Beseler“ oder an gravitatischen Zügen von Universitätslehrern („bei Trompetenklang“) verspüren. Indessen verbindet sich mit der Frage nach dem intendierten Publikum noch ein weiteres Problem des narrativen Duktus. Es resultiert aus dem evidenten Sachverhalt, daß der exemplarischen Beamtenexistenz des Professors Foerster, deren Vorbildlichkeit

gerade von Hirdt nach Kräften unterstrichen wird, auch beim besten Willen keine wirklich epischen Momente zu entlocken sind. So muß die gleichwohl forcierte romaneske Farbigkeit weithin auf die stolze Nennung von Würdenträgern und Honoratioren beschränkt bleiben, die immer wieder zu einer ins Bürgerliche übersetzten ‚epischen Parade‘ antreten.

Wie solche Paraden sich beim Rektoratswechsel, beim Festkommers oder bei der Feier zum hundertsten Geburtstag von Friedrich Diez entfalten, ist kaum durch ein Zitat zu erfassen, da der vollständig mitgeteilte Katalog der Grußadressen manchmal den Eindruck des Endlosen hinterläßt (vgl. z. B. S. 166ff.). Angenehm unterbrochen werden die Aufzüge der Notabeln, welche *faute de mieux* die Epik der Foerster-Vita ausmachen, gelegentlich durch die Anakreontik bacchischer Freuden. Dann ist die Rede von einer „aufgeräumte(n) Herrenrunde, in der verschiedenen Rhein- und Moselweinen kennerisch zugesprochen wird“ (S. 145), oder von „dem segensreichen Wirken einer eigens eingesetzten Weinkommission, deren Fürsorge den Gastbetrieb der ‚Lese‘ zum besten der Stadt macht“ (S. 159f.). So zieht der Bonner Professor seine Lebensbahn zwischen der „Fidulität“ der „Kneipe“, auf der er mitunter auch ein „markige(s) Lied [...] anstimmt“ (S. 172), und den „vorgesetzten Behörden“ (S. 195), mit deren „Empfehlungsschreiben“ er (als ob es Sakramente wären) stets „wohlversehen“ ist (vgl. S. 187 oder 200).

Gegenüber dem Volumen, das die Darstellung dem episierten Beamten zu verschaffen sucht, tritt die Gestalt des romanistischen Wissenschaftlers weit in den Hintergrund. Wenn Hirdt sich daran macht, die wissenschaftlichen Seiten der Foerstersonen Aktivität zu würdigen, hebt er bezeichnenderweise mit besonderer Wärme Verdienste hervor, die man als die typischen Meriten einer mittleren Funktionstüchtigkeit oder auch Modernität bezeichnen könnte. Wir erfahren dann, wie der „Vollmensch“ Foerster den Kreis seiner Schüler pflegt und Verbindung zu einem „Akademisch Neuphilologischen Verein“ hält, der auch über eine „Kneipkasse“ (S. 176) verfügt. Das belegt Foerstersonen didaktische Kompetenz, seine „bemerkenswerte Affinität zur Schule und das Feuer seines pädagogischen Engagements“ (S. 179). Neben den didaktischen Meriten werden die Verdienste um Sprachpraxis und Landeskunde erwähnt: Foerster sorgt für die „authentische Vermittlung landeskundlicher Details“ (vgl. S. 185) und folgt der „Linie fundamentaler Forderungen der neuphilologischen Reformer [...], die alsbald frischen Wind in die Sprachlehre an Schule und Universität bringen“ (vgl. S. 180). So erhält man den beruhigenden Eindruck, daß Wendelin Foerster auch heute noch auf der Planstelle eines C-4 Professors zu verwenden wäre, und das nicht nur in Bonn, sondern möglicherweise sogar in Kassel oder Oldenburg.

Bei anderen Dingen, die für die Wissenschaftsgeschichte der Romanistik ebenfalls eine gewisse Bedeutung haben, hält Hirdt sich dagegen mit Informationen zurück. Welche Rolle hat z. B. Adolfo Mussafia, der einmal als freundschaftlicher Mentor und ein andermal als „Feind“ erscheint (vgl. S. 153 und 158), bei Foerstersonen Einführung in die Romanistik gespielt? Was hat es mit dem Scheitern des großangelegten Projekts einer Erneuerung von Diez’ *Grammatik der romanischen Sprachen* auf sich



(vgl. S. 161f.)? Ist es allein durch Foersterns Unverträglichkeit zu erklären, oder gibt es dafür auch tiefere, wissenschaftsimmanente Gründe? Was steckt hinter Foersterns prononciertem Abneigung gegen den „Litterarhistoriker“ Morel-Fatio (vgl. S. 1011f.), der ja eben kein „Romanist“ (so S. 157) war, sondern ein – im nationalliterarischen Sinn spezialisierter – Hispanist und überdies „ohne jede philol. Ader“ (S. 1012)? Und welche philologisch-methodologischen Divergenzen sind im Spiel, wenn Gaston Paris 1902 zwar höflich Foersterns Arbeitsleistung im Bereich der Chrétien-Forschung anerkennt, die Texteditionen selbst jedoch mit jener unverkennbaren Reserve betrachtet, mit der man ein gerade überholt erscheinendes Paradigma zu verabschieden pflegt (vgl. S. 196)?

Bei alledem kann nicht mehr verwundern, daß Foersterns zentrales Lebenswerk, die Chrétien-Edition, in Hirdts Darstellung nur mit recht undeutlichen Konturen versehen wird. Gewiß fehlt es nicht an großen Worten, welche die Monumentalität der selbstgestellten Aufgabe feiern, die zuletzt einer immer schwächer werdenden Gesundheit abgerungen werden mußte (vgl. S. 208f.). Was man dagegen schmerzlich vermißt, ist irgendein Versuch, die speziell philologische, sozusagen technische Problematik von Foersterns textkritischer Arbeit zu kennzeichnen und in die an Peripetien reiche Geschichte der Chrétien-Philologie einzuordnen. Diese Geschichte ist ja so bewegt, daß einer ihrer besten Kenner, Douglas Kelly, noch 1976 mit einigem Recht behaupten konnte: „There exists no truly critical edition of Chrétien’s romances“<sup>10</sup>. Dabei zeigt sich heute immer klarer, daß auch das seit Bédier für lange Zeit – eben gegen Foerster – vorherrschende puristische Prinzip einer Beschränkung auf die jeweils ‚beste Handschrift‘ im Falle Chrétien wohl nicht der Weisheit letzter Schluß ist. Jedenfalls läßt sich neuerdings häufig eine Art aufgeklärter Rückkehr zu Foerster beobachten, wie sie – um nur ein Beispiel zu nennen – etwa Peter Dembowski vollzieht, wenn er beim umstrittenen Ende von *Erec et Enide* gegen Mario Roques’ (ganz den Bédierschen Maximen verpflichtete) Version Stellung bezieht und – aus pointiert literarästhetischen Gründen – erneut die Foersternsche Lösung zur Geltung bringt.<sup>11</sup> Über die Voraussetzungen und Hintergründe einer solchen Rückkehr zu Foerster erfährt man auf zwei beiläufig geschriebenen Seiten von H. H. Christmann<sup>12</sup> freilich mehr als auf den 85 Seiten der Hirdtschen Foerster-Vita, in der die Belange der Romanischen Philologie insgesamt eine sehr untergeordnete Rolle spielen.

### III.

---

<sup>10</sup> Vgl. D. Kelly, *Chrétien de Troyes. An Analytic Bibliography*, London 1976, S. 19.

<sup>11</sup> Vgl. P. D. Dembowski, *Textual and Other Problems of the Epilogue of „Erec et Enide“*, in: *Conjunctures. Medieval Studies in Honor of Douglas Kelly*, Amsterdam – Atlanta, GA 1994, S. 113–127.

<sup>12</sup> Vgl. dazu H. H. Christmann, *Philologie oder Sprachwissenschaft? Zum Altfranzösischen Wörterbuch (Tobler – Lommatzsch)*, in: *Homenaje a Hans Flasche*, Stuttgart 1991, S. 572–584, hier S. 583f.

So erstaunlich dies Desinteresse auf den ersten Blick wirken mag, so verständlich wird es, wenn man das Vorwort gelesen hat, mit dem die drei Verfasser ihr Œuvre einleiten. Es stellt insofern eine wirkliche Kuriosität dar, als es die immense Dokumentationsarbeit der Autoren im Grunde nicht zu illustrieren, sondern zu invalidieren sucht. Nachdem die Autoren-Trias in gewiß langjährigen Bemühungen ihr meines Erachtens wertvolles, teils sogar faszinierendes Material gesammelt hat, scheint ihr nämlich unversehens eine – kollektive? – Erleuchtung gekommen zu sein. In deren erbarmungslosem Licht wurde den Forschern klar, daß sie ihre Arbeitskraft nicht einem „Bönnschen“ Ruhmestitel gewidmet, sondern an ein „Phantasiegebilde“ und eine „wirklichkeitsferne Theorie“ verschwendet hatten (vgl. S. 12f.). So erscheint ihnen die Romanistik nunmehr traurig obsolet, ja geradezu als ein Verhängnis, das seit Diez über Bonn lastet, und es ist wohl bezeichnend, daß eben das Diezsche Erbe im Vorwort auf einen deklarierten Widerwillen stößt (vgl. S. 31), während Foerster und Schneegans immerhin konzidiert wird, den Positionen von Baum, Hirdt und Tappert nähergekommen zu sein.

Gegen die fatale „vis inertiae“, welche für sie die Romanistik bedeutet (vgl. S. 28), mobilisieren die Verfasser als erstes Remedium im Sinne von Carl Heinrich Becker, dem „Vortragenden Rat im preußischen Kultusministerium“ (S. 33f.), das „unabweisliche Erfordernis einer landeskundlichen Orientierung der Studien“ (vgl. S.34). Anders als Baum, Hirdt und Tappert verspreche ich mir von ihm wenig und halte es auch keineswegs für „unabweislich“. Im schlechtesten Fall dürfte die „landeskundliche Orientierung“ nämlich zu einer Wiederbelebung alter Mythen führen und – nun tatsächlich überholt geglaubte – Ideen vom französischen bzw. deutschen „Volkscharakter“ oder einem „großen, geschlossenen Kulturideal“ (Schneegans) inspirieren. Im besten Fall ist die Landeskunde dagegen nichts weiter als ein Sack, in dem – nur noch sogenannte – „Philologen“ emsig die Resultate der ‚härteren‘ und öffentlich für relevanter gehaltenen Wissenschaftsdisziplinen Geschichte, Politikwissenschaft, Nationalökonomie usw. einsammeln. Damit bestünde die Zukunft der ehemals Romanischen Philologie in einer Art Kompilationsagentur, die sich gewiß mit mancherlei Dienstleistungen subaltern nützlich machen kann, doch zu einem authentischen Dialog mit anderen Wissenschaften, zu dem ja immer auch ein spezifischer eigener Beitrag gehört, nicht länger imstande ist.

Das zweite Remedium, das die Verfasser ins Feld führen, wird von den akademischen Gepflogenheiten der „romanischen Nationen“ selbst abgeleitet<sup>13</sup> und läuft auf das Gebot einer „einzelphilologische(n) Spezialisierung“ hinaus. Hier lautet das von Baum, Hirdt und Tappert erlassene

---

13 Allerdings ist es einigermaßen irreführend, für die französische Retizenz gegenüber der Romanischen Philologie im 19. Jahrhundert speziell einen ‚Skeptizismus‘ (der „skeptischeren Franzosen“) verantwortlich zu machen (vgl. S. 9). Weit wichtiger war hier von Nisard bis Brunetière der ‚Dogmatismus‘ eines Literaturbilds, das den ‚Classicisme‘ von Boileau *Art poétique* zur nationalen Doktrin erhoben hatte und die durch Boileau dekanonisierten Texte mittelalterlicher Literatur folglich als dem französischen Geist prinzipiell wesensfremd betrachtete. So kommt Chrétien de Troyes in Nisards vierbändiger *Histoire de la littérature française*, die sich dem Mittelalter bekanntlich überhaupt verschließt, lediglich in einer knappen Fußnote vor, die ihn zum ‚bretonischen‘ statt zum ‚französischen Geist‘ rechnet, worauf Nisard dann

Dekret: „Entscheidend und dringlich ist rasches Handeln in Richtung auf eine Spezialisierung, die die Forschung deutscher Romanisten auf einen internationalen Standard zurückführt und allein es erlaubt, dem Studenten eine Ausbildung zu vermitteln, die den Herausforderungen des Europas von heute und morgen gerecht wird“ (S. 32). Nun wird niemand leugnen wollen, daß Spezialisierungen immer auch ihr Gutes und oft etwas Unvermeidliches haben. Traurig und ein wenig ärgerlich stimmt mich jedoch die wissenssoziologische Unbedenklichkeit, um nicht zu sagen: Unbedarftheit, mit der die Autoren gegen eine offenbar bloß defizitäre Perspektive der romanistischen Nicht-Spezialisierung die Perspektive der Spezialisierung als schlechthinnige Norm und „internationalen Standard“ ausspielen. Was bei dem Vergleich zwischen Spezialisten und Nicht-Spezialisten zur Debatte steht, ist ja nicht, daß die einen deutlicher und mehr, die anderen dagegen undeutlicher und weniger wahrnehmen. Der entscheidende Unterschied liegt vielmehr darin, daß Spezialisten und Nicht-Spezialisten an einzelnen Gegenständen in der Regel jeweils etwas anderes beobachten. Dabei beobachtet der Spezialist die Phänomene in historisch und kulturell kleinräumigen Verhältnissen, während der Nicht-Spezialist an ihnen auch Distinktionen im Bereich der ‚longues durées‘ und größerer kultureller Formationen wahrzunehmen vermag<sup>14</sup>. Beide Gesichtspunkte haben – unabhängig davon, was Baum, Hirdt und Tappert für den „internationalen Standard“ halten<sup>15</sup> – ihre Funktionen und ihr gutes Recht; ja es ist durchaus möglich, daß sich die großräumigeren und aspektreicheren Differenzierungsleistungen romanistischer Nicht-Spezialisierung gerade angesichts der „Herausforderungen des Europas von heute und morgen“ (wie die Bonner Autoren mit der unangenehm klappernden Rhetorik von Bonner Politikern formulieren) gegenüber dem spezialistischen Detailinteresse am Ende sogar als ein „gesellschaftspolitisch“ besonders „unabweisliche(s) Erfordernis“ erweisen.

Was mich an den Optionen der Verfasser indessen noch mehr verstimmt als ihr eklatanter Mangel an erkenntnistheoretischer Reflexion, ist der ausgeprägt autoritätsfixierte Zug, der den Duktus ihrer Äußerungen bestimmt. Wie es schon bei Wendelin Foerster in erster Linie auf die Weisungen der „vorgesetzten Behörden“ ankam, so sind ministerielle Verlautbarungen für die Bonner Romanistik

---

fortfährt: „Le premier ouvrage en vers auquel l'esprit français se soit reconnu, c'est le *Roman de la Rose*. Il est le premier sur la liste des noms qui durent. Lui contester ce rang, c'est renier les traditions mêmes de l'esprit français“ (D. Nisard, *Histoire de la littérature française*, Bd. 1, Paris 1844, S. 102f.).

14 Vgl. dazu meine methodenkritischen Beiträge *Die Unvermeidlichkeit der Komparatistik – Zum Verhältnis von einzelsprachlichen Literaturen und Vergleichender Literaturwissenschaft*, *Arcadia* 14 (1979), S. 223–236, und *Diskurse der Autorität und Probleme der Interpretation – Notizen zur literarhistorischen Wahrnehmung von mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Texten*, *ZrP* 107 (1991), S. 142–159. In ihnen werden die hier bloß angedeuteten Argumente zur Unterschiedlichkeit einzelphilologischer und romanistisch-komparatistischer Erkenntnisdispositionen anhand konkreter Beispiele detaillierter ausgeführt.

15 Dieser „internationale Standard“ scheint im übrigen allein von der ‚normal science‘ eines gleichsam zeitlosen moderaten Positivismus konstituiert zu werden. Jedenfalls könnten die Interessen der Intertextualitätsforschung oder der modernen Poetologie und Literaturtheorie, die a priori über die Festlegungen einzelphilologischer und nationalliterarischer Grenzen hinausstreben, an ihm ebenso wenig partizipieren wie die Interessen der deutschen Romanistik.

offenkundig auch heute noch das Höchste. Demnach wird das Vorwort nicht müde, respektvoll zu registrieren, wie Studiengänge „ministerielle Billigung erfahren haben“ (S. 29) oder wie die „Ministerin für Wissenschaft und Forschung des Landes Nord-rhein-Westfalen (sic)“ „bei den Romanisten [...] ‚Akzentverlagerungen ihrer Erkenntnisinteressen‘ anmahnt“ (S. 38). Folgt man dem Vorwort, begegnet man der Ministerin Anke Brunn überhaupt als einer obersten romanistischen Autorität, durch die sich jetzt vollenden und endgültig klären soll (vgl. S. 38f.), was mit Friedrich Diez einst in „den nebulösen Tiefen einer deutsch-romantischen Geschichte“ (S. 35) begann. Demgegenüber werden die weniger prominenten und etablierten Romanisten Ursula Link-Heer und Peter M. Spangenberg keiner Namensnennung für würdig erachtet, wenn die Préfaciers einmal auf deren – sehr bedenkenswerten – Aufsatz *Romania als Ideologem – Romanische Literaturwissenschaft als intellektuelle Chance* rekurren (vgl. S. 13). Dabei beziehen sie sich freilich allein auf das Argument des „Ideologems“, während von der „intellektuellen Chance“, die Link-Heer und Spangenberg in der Romanischen Literaturwissenschaft gleichfalls erblicken, mit keinem Wort die Rede ist. Und am allerwenigsten scheinen die Vorwort-Autoren das Argument verstanden zu haben, mit dem Link-Heer und Spangenberg ihren kleinen Bericht beenden, indem sie zu bedenken geben: „Gleichzeitig sollte man sich jedoch klar darüber sein, daß eine bloße Anpassung an jeweils gesellschaftlich gefragte Leistungen gerade nicht zur Attraktivität einer Geisteswissenschaft beiträgt“<sup>16</sup>. Hoffen wir, daß es mit der „Attraktivität“ der Romanistik trotzdem noch nicht ganz vorbei ist, auch wenn die „Anpassung an jeweils gesellschaftlich gefragte Leistungen“ in der Bonner Fachgeschichte, wie sie sich hier von Diez über Foerster, Schneegans oder Curtius (vgl. S. 35ff.) bis zu Willi Hirdt und Anke Brunn dokumentiert, in – wie ich finde – deprimierender Weise zugenommen hat.

---

16 U. Link-Heer - P.M. Spangenberg, *Romania als Ideologem – Romanische Literaturwissenschaft als intellektuelle Chance*, in: F. Nies – R. R. Grimm (Hrsg.), *Ein ‚unmögliches‘ Fach: Bilanz und Perspektiven der Romanistik*, Tübingen 1988, S. 193–198, hier S. 198.